

Wahn und Wirklichkeit im Wohlstand (IV und Schluß)

Mit 22 Jahren
zum Tanzen
schon zu alt...

Frauen, schlecht entlohnt — Erziehung zum Verzicht
Träume vom Komfort / Von Gisela Stelly

Barbara L. ist 22 Jahre alt. Sie ging in die Volksschule; dann ist sie Schneiderin geworden. Das heißt: sie hat eine dreijährige Lehrzeit machen müssen, und da bekam sie 45 bis 55 Mark im Monat. Nach den drei Jahren wurde sie Gesellin; und die Werkstatt, für die sie Abendkleider nähte, zahlte ihr 2,80 Mark Stundenlohn, nach einem halben Jahr drei Mark und nach wiederum einem halben Jahr 3,15 Mark.

Dabei und bei 50 Mark Weihnachtsgeld blieb es, drei Jahre oder vier. Schließlich wurde die Firma verkleinert und Barbara L. gekündigt. „Dann ging ich in die Industrie“, sagt sie; und sie meint einen Kaufhauskonzern. Sie wurde Änderungs Schneiderin.

„Der Konzern zahlt besser“, sagt sie: 488 Mark netto am Monatsende (brutto 650 Mark). Dafür arbeitet Barbara 42½ Stunden in der Woche, auch sonnabends; dafür steht sie um 6.30 Uhr auf und kommt um 17.30 Uhr nach Hause; dafür bekommt sie achtzehn Arbeitstage im Jahr Urlaub und hundert Mark Weihnachtsgeld. Auch hat sie zehn Prozent Ermäßigung für Lebensmittel, fünfundzwanzig Prozent für Berufskleidung, fünfzehn Prozent für alles übrige, was sie im konzerneigenen Warenhaus kauft.

In der Bundesrepublik gibt es 9,5 Millionen berufstätige Frauen; zweieinhalb Millionen sind Mütter mit Kindern unter achtzehn Jahren, 91 000 der Mütter sind unverheiratet. 479 000 haben drei und mehr Kinder. Schlecht bezahlt und mit kaum einer Chance, jemals in eine bessere Lohngruppe oder in bessere Arbeitsverhältnisse aufzusteigen, müht die Frau mit Kindern sich im Haushalt und im Beruf ab — und dann stellt sie fest, daß sie vor den Augen der Umwelt versagt: als Hausfrau, als Mutter und als berufstätige Frau, schließlich auch als Ehefrau, als „seine“ Frau, die mitverdienen muß.

„Die Industrie“ braucht die Frauen und kann es sich doch leisten, ihnen schlechte Arbeit und niedrige Löhne zu diktieren. Eine Frauengewerkschaft gibt es nicht.

Was heute unter „Frauenarbeit“ verstanden wird, ist vor allem durch ein Höchstmaß an Monotonie bestimmt, etwa das Trennen von Eigelb und Eiweiß im Akkord in der Keksfabrik, oder es erfordert viel Fingerfertigkeit, wie zum Beispiel das Verlöten der Drähte in Glühbirnen.

Solche Frauenarbeit verlangt keine Ausbildung, wohl aber weibliche Eigenschaften wie eben Fingerfertigkeit. Und deren Marktwert ist gering.

Doch weshalb soll monotone Arbeit oder Fingerfertigkeit weniger wert sein. Und davon ganz abgesehen, wie es um die Einschätzung der Frauenarbeit steht, wird vollends deutlich, wenn Frauen die gleiche Arbeit haben wie Männer: Sie erhalten dafür einen ungleich geringeren Lohn. So sind die Frauen für die Industrie der Bundesrepublik gleichsam das, was die Neger für Amerikas Wirtschaft.

Nirgends über 200 Mark

Das ist der durchschnittliche Brutto-Wochenlohn für Männer und Frauen Januar 1967 (laut Jahrbuch des Statistischen Bundesamtes):

	Männer	Frauen
Hamburg	239 Mark	153 Mark
Schleswig-Holstein	210 Mark	132 Mark
Niedersachsen	198 Mark	136 Mark
Bremen	214 Mark	137 Mark
Hessen	203 Mark	136 Mark
Baden/Württemberg	204 Mark	137 Mark
Bayern	192 Mark	129 Mark
Berlin (West)	210 Mark	138 Mark

In der Abteilung, in der Barbara L. arbeitet, sind dreizehn Änderungs Schneider und -schneiderinnen beschäftigt. Zwei der Frauen sind über fünfzig, die anderen zwischen dreißig und vierzig. Und wer nicht nur ändert, sondern auch absteckt, verdient bis zu hundert Mark mehr.

Die beiden Männer in der Abteilung machen zwar die gleiche Arbeit, haben aber ein höheres Einkommen. „Sie sind Familienträger“, sagt Barbara L.; der eine ist Anfang Sechzig und hat 800 Mark brutto, der andere, fünfzig Jahre alt und taubstumm, hat achtzig Mark weniger. Warum? Weil er taubstumm ist und weniger Steuerabzüge hat, wird sein Bruttolohn geringer gehalten.

Lohnerhöhungen sind nicht üblich. Man kann kündigen, wenn irgendwo anders mehr bezahlt wird. Barbara L. erzählt: „Es gibt viele, die nur die Eröffnung von großen Kaufhäusern mitmachen, weil dann noch die Versprechungen gehalten werden. Nach drei Monaten kündigen sie dann wieder und gehen zur nächsten Eröffnung.“ An die tausend Verkäuferinnen sind in dem

konzerneigenen Haus beschäftigt. Sie haben einen Bruttoverdienst von 600 bis 700 Mark im Monat. Nur wenige Stockwerke höher werden den Managern Monatsgehälter um 20 000 Mark gezahlt; und die Vorstandsmitglieder in der Zentrale kassieren bis zu 45 000 Mark monatlich und mehr.

Durch die Verkaufs- und Lagerräume der Warenhäuser gehen Beauftragte der Direktion mit Stoppuhren. Sie messen zu allen Zeitpunkten in den Abteilungen, „was getan wird und wieviel Zeit dazu benötigt wird.“ Steigerung der Leistung der Arbeitnehmer wird, neutral verpackt, „Rationalisierung“ genannt. Die aus Amerika importierte Methode heißt Multi-Moment-Verfahren. Die Erfolge dieses Systems haben sich, wie der Sozialkritiker A. E. Rauter beschreibt, folgendermaßen gezeigt:

Sie sparen und sparen

„Atempausen werden den Verkäuferinnen zwischen dem ständigen Stehen und Laufen nicht mehr erlaubt. Bei vergrößerter Verkaufsfläche verringerte der Konzern im vorigen Jahr seine Belegschaft um 1700 Arbeitskräfte und sparte auf diese Weise Millionen an Gehältern ein. Jede Verkäuferin hat seitdem eine noch größere Verkaufsfläche zu betreuen. Ihr ‚Verkaufsoll‘ ist um mindestens zehn Prozent innerhalb nur eines Jahres hochgeschraubt worden...“ Sitzen ist selbst dann verboten, wenn kein Kunde in der Nähe ist; und wenn es nicht verboten ist, dann gibt es einfach keine Stühle.

Abends kommt Barbara L. zu Hause in eine Wohnung, die nur mit einiger Mühe als Wohnung zu bezeichnen ist: ein winziges, verwinkeltes Zimmer, vollgestellt mit einem jener Monstren von Glasschränken, jener viel zu großen Polstergarnitur, die Barbara zur Hochzeit von den Eltern geschenkt erhielt. Barbara L. ist seit zwei Jahren verheiratet.

Sie und ihr Mann hatten lange gesucht und mit der Heirat noch gewartet, bis sie diesen Schlupfwinkel mit Ofenheizung und ohne Bad, Waschbecken in der Küche, für hundert Mark im Monat und tausend Mark „Abstand“ fanden.

Klaus L. ist 25 Jahre alt und Maschinenschlosser. Wenn er Überstunden macht, dann kommt er auf netto 700 Mark und manchmal auch noch darüber, sein Durchschnitts-Monatslohn ist 670 Mark. Er hat kein Weihnachtsgeld, aber 30 Prozent Extraurlaubsgeld und eine zweiprozentige Jahresdividende des mittleren Unternehmens, in dem er arbeitet. Die wird nach dem Jahresbruttoverdienst berechnet und bringt dann 130 bis 140 Mark.

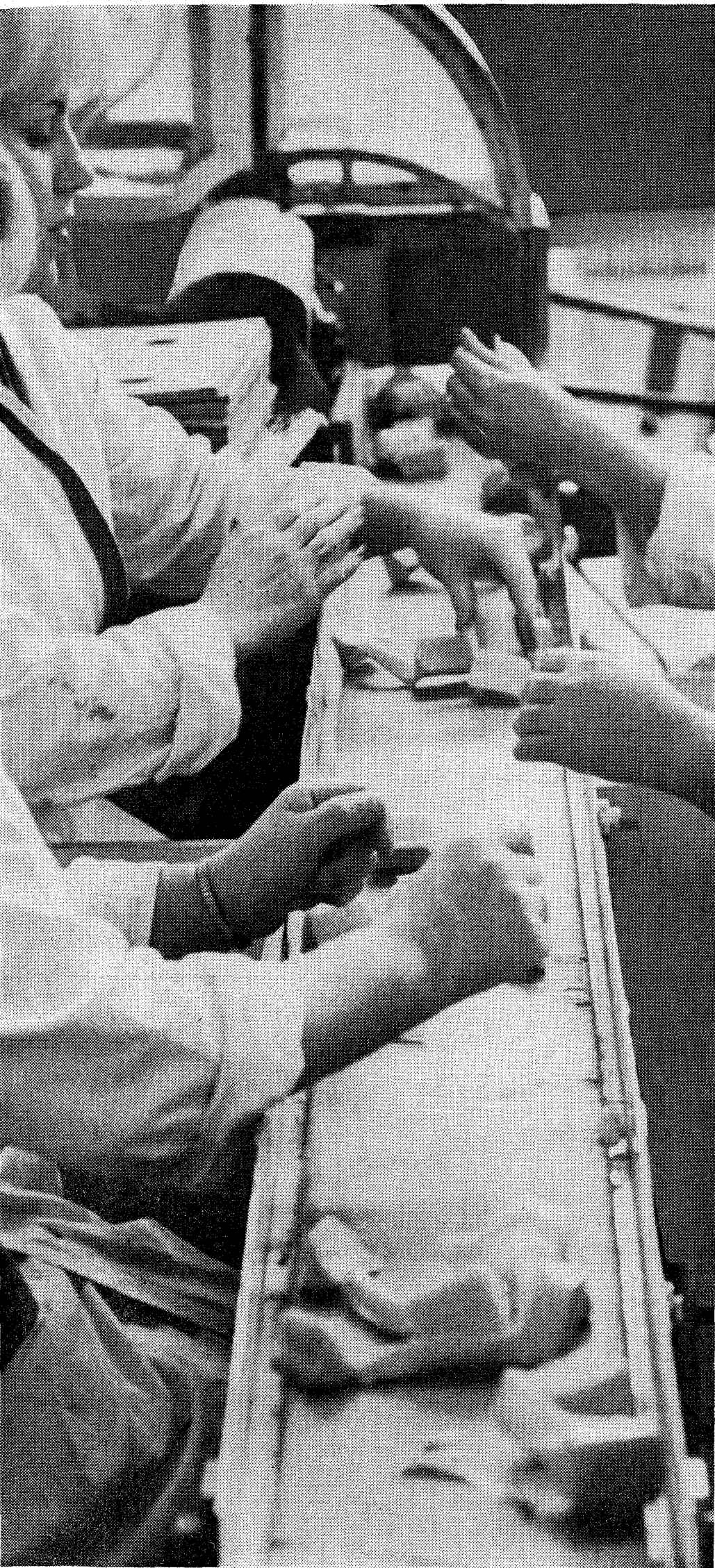
Barbara L. und ihr Mann sparen. Sie haben kein Auto, sie gehen nicht aus, und schon gar nicht zum Essen in ein Lokal. Sie legen 400 Mark im Monat zurück.

Andere „Twens“ gehen aus, gehen tanzen. Barbara L., 22, und ihr Mann, 25, tun das nicht mehr. Sie findet, daß sie zu alt sei für Beate-lokale. Andere zweieundzwanzigjährige Mädchen gehen ins Kino oder besuchen Freunde. Barbara L. und ihr Mann haben nicht solche Freunde. Sie haben ihre Verwandten, die sie am Wochenende oder zu Familienfeiern besuchen, hin und wieder auch einen Freund von „früher“, sonst bleiben sie zu Hause. Sie sehen fern, gehen früh schlafen oder machen die Hausarbeit.

Barbara L. möchte ein Kind haben. Auch dafür glaubt sie, schon bald zu alt zu sein. „Man kann dann nicht mehr so richtig mit dem Kind mitgehen, wenn man älter ist“, und sie meint damit, man sei dann nicht mehr „modern“ genug. Die Pille nimmt sie nicht. Wenn sie jetzt schon ein Kind bekäme, dann müßte es auch so gehen, mit dem Geld und mit der winzigen Wohnung.

Aber eigentlich möchte sie sich noch etwas anschaffen: eine Waschmaschine, einen Kühlschrank und eine neue Wohnzimmergarnitur. Klaus L. möchte ein Auto haben, und sehnsüchtiger Wunsch beider ist und bleibt eine neue Wohnung.

Das Traumbild ihrer wunderbaren Komfortwohnung vor Augen, verläßt Barbara L. allmorgendlich den dunklen, feuchten Hausflur, fährt mit der U-Bahn wenige Stationen und arbeitet acht und mehr Stunden in dem großen Konzern, in dem es alles das gibt, was sie gern haben möchte. Und nach jedem Achtstundentag glaubt sie, daß die Distanz zwischen ihren Träumen und ihren finanziellen Möglichkeiten um ein Weniges verringert worden ist. Sie geht einen Weg, den „Bravo“ Millionen Jugendlichen empfiehlt. Jahrelang hat sie diese Jugendzeitschrift gelesen, von der Reimut Reiche in seinem Buch „Sexualität und Klassenkampf“ sagt:



„Ein Höchstmaß an Monotonie“ — Frauenarbeit

Aufnahme: Stefan Moses

„In *Bravo*, der einzig wirklichen typischen Zeitschrift für die jugendlichen Angehörigen der unteren Sozialschichten, wird nicht nur primitiv und erkennbarer manipuliert, auch das Anpassungsziel ist rigider... verdient so früh wie möglich soviel Geld wie möglich, heiratet so früh wie möglich; seid anständig zueinander, paßt auf, daß ihr nicht zu viele Probleme miteinander habt; so wichtig ist Sexualität nun auch nicht; schlaft nicht vor der Ehe miteinander, aber wenn ihr es doch tut, stellt euch, am besten schon heute, auf eine Ehe ein... Der Jugendliche aus den Unterschichten lernt die Zwänge des ‚wirklichen Lebens‘ früher kennen als der aus den Mittelschichten. Darum tritt die Sphäre von... Lust schon frühzeitig hinter den Problemen der ‚äußeren‘ Anerkennung, der Anpassung an die Welt der Arbeit und der Familie, zurück.“

Keine gleichen Chancen

Auch Barbara L. wird ihr Kind zum Verzicht erziehen, den sie selber nicht als Verzicht versteht, den sie mit „sich das Leben einrichten“ benennt. Sie selbst hat sich so gut eingerichtet, daß sie sich mit 22 Jahren schon zu alt fühlt, tanzen zu gehen und statt dessen sich für eine neue Szecke oder Waschmaschine begeistert. Sie wird — wie ihre Eltern und ihre Umwelt es mit ihr getan haben — dem Kind erzählen, daß es so früh wie möglich heiraten muß und sich so früh wie möglich einrichten — mit allem. Und so ist sie, was ihre Eltern schon waren: schlecht dran, weil man eben immer schon schlecht dran war.

„Jeder hat es in der Hand, wie weit er es bringt“ — dieses angeblich dynamische Moment unserer „freien und sozialen Marktwirtschaft“ hat es nie gegeben. Es gab keine Stunde null, keine gleiche Chance für alle jene, die aus Tradition

unten waren. Sie haben nach dem Krieg zwar mit aufgebaut, den Besitz, die Profite hatten aber sofort wieder die, die „vor dem Krieg“ gut verdient haben, „während des Krieges“, und für die dann „nach dem Krieg der Job“ eben weiterging. Der Wiederaufbau war zum größten Teil mit dem Ausbau der Unternehmervermögen identisch.

Die alten Unternehmerbesitzungen sind unangetastet geblieben oder sie haben sich noch vergrößert. Es gab nur wenige Glücksfälle eines Neubeginns wie es (etwa) der Springer-Konzern auf dem Gebiet der Massenpublikation ist oder jener Self-made-Reeder Schliecker, der die wenigen Lücken und die hohen Subventionen ausfindig machte. Heute ist das Spiel gänzlich gelaufen. Die wenigen hoffnungspendenden Aufstiegsglücken, die Millionen Nicht-Besitzenden angeboten werden, sind fast erfunden.

Da ist der Fußballspieler. Für die Jungen der Arbeitersiedlung und der Zweizimmerwohnungen ist er die einzige Chance, zu Geld und zu Ansehen — allerdings nur in den eigenen Reihen — zu kommen. Da ist der Schlagerstar. Die italienische Hemdennäherin Rita Pavone und die Berliner Arbeiterin Manuela haben es geschafft. Sie sind für Hunderttausende von Jugendlichen lebendes Indiz, daß es wirklich geht, daß ein Leben in Glück und Geld auch für sie möglich sein könnte. Und wenn nicht für sie, dann doch für ihresgleichen. Wie stark diese Hoffnungen verbreitet sind, zeigen die Managerwerbemittel der Rolling Stones und der Beatles. Die Imagemacher haben den Lebenslauf der Bürgerkinder und Universitätsbesucher — und das waren sowohl die Rolling Stones als auch die Beatles — umgeschrieben zu einem Leben aus Armut und Arbeitermilieu. Ein vergleichbares Prinzip Hoffnung lagert im Lottogewinn.

Die Auswahl, wer zu Lückenwärtern wird

und wer nicht, beginnt in der Schule. In der Bundesrepublik gibt es insgesamt 300 000 Studierende, nur etwa acht Prozent von ihnen kommen aus Arbeiterfamilien. Für die sechzehnjährigen Schüler und Schülerinnen berechnete der Pädagoge Hans Heckel 1965 folgende Verteilung: Das Gymnasium besuchten 11,5 Prozent, die Realschule neun Prozent, die Vollzeitberufsschule 8,5 Prozent und die Berufsschulen 71 Prozent.

Im westdeutschen Bildungssystem gibt es die allgemeinbildende öffentliche Schule und die privatwirtschaftlich verfaßte Berufsausbildung. Die Berufsschule ist privatwirtschaftlich orientiert, weil sie von den Selbstverwaltungsorganisationen der Wirtschaft, den Kammern, kontrolliert wird.

Geht man davon aus, daß von den Gymnasien noch ein Teil nach der zehnten Klasse die Schule verläßt, daß die Mehrzahl der Berufsfachschüler und alle Mittelschulabsolventen für eine Berufsausbildung verpflichtet sind, dann liegt der Prozentsatz derer, die ihre Berufsausbildung in der Privatwirtschaft oder in öffentlichen Dienstleistungsbetrieben erhalten, bei 80 bis 85 Prozent.

Somit haben 80 bis 85 Prozent aller Siebzehnjährigen und 71 Prozent aller Vierzehn- bis Fünfzehnjährigen eine Ausbildung, die sich an wirtschaftspolitischen und nicht an bildungspolitischen Zielen orientiert. Die Bundesvereinigung deutscher Arbeitgeberverbände schreibt über die Bildungsarbeit im Betrieb: „Ihr Ziel ist es, den einzelnen in ein zufriedenstellendes Verhältnis zur Arbeit, zum Arbeitsplatz, zu den Mitarbeitern und Vorgesetzten, zum Betrieb, zum Staat, und zur Gesellschaft zu führen.“ Und „zufriedenstellend“ heißt erfahrungsgemäß, den Betriebsfrieden nicht zu stören und fleißig und ohne zu mucken am Gedeihen des Betriebes zum Wohle des Besitzers mitzuarbeiten.

Die Jugendlichen, denen das gepredigt wird, gehen mit vierzehn oder fünfzehn Jahren von der Schule und in den Betrieb. Das ist das Alter, wo sie — nach den Ergebnissen der Entwicklungspsychologie und nach pädagogischen Forschungen — Kritikfähigkeit entwickeln und die Möglichkeit einer rationalen Distanz zur Umwelt. Wahrscheinlich ist, daß die bisher praktizierte Berufsausbildung den Halbwüchsigen in den kritischen Jahren eher in den Rücken fällt, als daß ihnen das Rückgrat gestärkt wird.

Barbara L. und ihr Mann und die Lehrlinge und die Arbeiterinnen in den „Frauenberufen“, sie alle haben eines gemeinsam: Sie sind unfähig, wahrhaft zu begreifen, was mit ihnen tagtäglich geschieht und wie sie in unserer Gesellschaft eingeordnet sind. Es ist die Unfähigkeit, die der Abhängigkeit entspringt.

Sicher zur Schule —
unsicher nach Hause

Martina steht zögernd vor dem Schulhaus und überlegt, ob sie hier warten oder ob sie nach Hause gehen soll. Martina ist sechs Jahre alt und lebt in einer mittleren Kleinstadt in Norddeutschland. Ihr Schulweg ist nicht ungefährlich.

Ihre Mutter bringt sie darum in die Schule und Holt sie auch wieder ab. Nun ist die Lehrerin der Eins-b krank geworden, und man hat die Kinder eine Stunde früher als vorgesehen nach Hause geschickt. Nicht nur Martina zerbricht sich den Kopf, was sie jetzt machen soll. Bleibt sie hier stehen, ist das der Mutter vielleicht nicht recht, geht sie nach Hause, bekommt sie vielleicht Schelte. Und wer weiß: Vielleicht kommt sie gar nicht ins Haus hinein, weil die Mutter noch zum Einkaufen ist.

Eltern geben sich Mühe, ihren Kindern beizubringen, nicht auf der Straße herumzutödeln, einmal, um zu verhindern, daß sie Unfug anstellen, zum anderen, um sie vor der Bekanntheit mit allzu freundlichen „Kinderfreunden“, „Mitschnackern“, „Kinderfängern“, „Schnappmännern“, oder wie sie sonst noch genannt werden, zu behüten.

Eltern bemühen sich auch, ihren Kindern beizubringen, daß man nicht einfach über die Straße laufen darf. In der Schule erzählt man den Kindern dasselbe: nicht trödeln, Vorsicht vor Mitschnackern, Obacht im Verkehr.

Nur sind leider bei den Schulen landauf und landab (von Ausnahmen, die es geben mag, abgesehen) theoretisches Erklären und praktisches Handeln offenbar zweierlei. Wird ein Lehrer krank, wird überraschend eine Konferenz einberufen oder passiert sonst etwas Unvorhergesehenes, dann entledigt sich die Schule recht abrupt ihrer Aufsichtspflicht und schickt die Kinder auf die Straße. Sollen die Knirpse doch sehen, wie sie zurechtkommen.

Bei den älteren Schülern ist dagegen nichts einzuwenden. Bei den Kleinen jedoch scheint mir das recht verantwortungslos zu sein.

Eltern sind gehalten, dafür zu sorgen, daß ihre Kinder pünktlich, wie es im Stundenplan steht, in der Schule sind. Schulen dagegen dürfen sich offenbar, ohne die Eltern vorher zu benachrichtigen, über den Stundenplan hinwegsetzen.

Fragt man bei Lehrern und Schulleitern, warum dieser Zustand nicht geändert werden könne, so wird einem erklärt, daß das „rein organisatorisch“ nicht möglich sei. Gewiß, es wird nicht immer ein Lehrer zur Vertretung da sein, und nicht immer wird es möglich oder auch ratsam sein, eine ältere Schülerin oder einen älteren Schüler auf die Kleinen aufpassen zu lassen.

„Sicher zur Schule — sicher nach Hause“, heißt eine Kampagne, die mit viel Publicity zu Schulbeginn, zum Beispiel in Bayern, proklamiert wurde. Die zweite Hälfte des Slogans kann man getrost streichen.

Natürlich kommt es nicht allzu oft vor, daß Kinder früher Schulschluß haben als vorgesehen. Aber wie leicht kann schon einmal „zu oft“ sein!

Cornelia Jacobsen

Bibliothek Suhrkamp	Alexander Mitscherlich Die Idee des Friedens und die menschliche Aggressivität Band 233. DM 6,80 Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 1969	Ernst Bloch Die Kunst, Schiller zu sprechen und andere literarische Aufsätze Band 234. DM 6,80 »Die Blochsche neue Dimension ist doch nicht die arge alte vierte.« Theodor W. Adorno	Theodor W. Adorno Minima Moralia Reflexionen Band 236. DM 7,80 »Sein Hauptwerk darf getrost als eine Summe studiert werden.« Jürgen Habermas	Marie Luise Kaschnitz Vogel Rock Unheimliche Geschichten Band 231. DM 5,80 »Ich glaube vielmehr, daß es . . . noch Orte gibt, die den Geistern gehören.«	Suhrkamp Verlag
---------------------------------------	--	--	--	--	-----------------------------------